Haus und Welt

In deinen Händen . . .

In deinen Händen ruhen stille Leiden
Wie Heiligtümer im Reliquienschrein;
Sie beben wie in Mondnacht Silberweiden
Und liegen matt und müde vom Verzeihn.

In deinen Händen träumen die Mysterien
Der Tränen, die im kühlen Dom geweint
Von Waisen, die den Kelch des Herzens leeren,
Wenn gegenüber hell die Sonne scheint.

In deinen Händen waltet das Verstehen . . .
Wenn Lärm des heißen Tages überlaut,
Sie leise über deine Stirne gehen,
Der Güte und dem Segen stumm vertraut.

Die Zimmerlinde

Sie stand auf einem breiten, weißen Bureaufensterbrett, nur einen Schritt entfernt vom Drehschemel des Obersekretärs Gustav Goldheinrich.

Schon als junger Praktikant hatte Gustav Goldheinrich die Zimmerlinde gepflanzt. Er sah, wie die älteren Beamten auf ihren Fensterbrettern sorgsam und wichtig irgendeine Topfpflanze betreuten, fühlte, wie diese Zwiebeln, Kakteen und Zimmerlinden zu dem gemessen, pünktlich und wohlgeordnet ablaufenden Bureautagwerk gehörten, und so erbat er sich denn eines Tages von einem alten Aktuar einen Zimmerlindenschößling, den er befriedigt zu seiner Fensterbrettpflanze beförderte.

Das schlanke Pflänzchen wuchs rasch; es wanderte in Gemeinschaft mit den Federhaltern, dem Abreißkalender und dem Federmesserchen mit, wenn Goldheinrich in eine andere Abteilung versetzt wurde. Jeden Tag, wenn er gefrühstückt und sein Pergamentpapier wieder in der Aktentasche verstaut hatte, bekam das Bäumchen sein Wasser aus dem Trinkglas. Goldheinrich nahm dann wohl auch sein Federmesserchen und lockerte die Erde etwas auf, ging wohlgefällig um den Topf herum und gab ihm eine andere Stellung. Das waren für ihn Minuten eines seltsamen Glücks, das darin seinen besten Ausdruck fand, daß er im gleichen Tonfall sagte: „Ich bin 18 Jahre Beamter!" und? „Die Linde ist 17 Jahre alt!"

Nur einmal hatte ein rauhes Ereignis das Idyll zerstört. Das war im November 1918, als die Kriegerwitwen, die bisher immer nur im Vorraum gemurrt hatten, einige Spritzer der Empörung in Goldheinrichs stilles Bureau trugen. Damals, als im Wohlfahrtsamt mit einemmal sozialistische Zeitungen kursierten, da verlor Goldheinrich die Nerven. Er wußte nicht mehr, wie er mit den Leuten umgehen sollte; einmal war er freundlich wie ein Kolonialwarenhändler, dann wieder glaubte er die letzte Stütze der Staatsautorität zu sein und schrie die Leute an. So wurde er eines Tages versetzt, und nun bekam auch die Linde wieder regelmäßig ihr Wasser, das sie in jenen aufgeregten Tagen vermissen mußte.

Bald aber, nachdem sich die Wogen der Volksbewegung beruhigt hatten, fand auch Goldheinrich sein Gleichgewicht wieder. Er besaß seine Zimmerlinde wieder regelmäßig und freute sich jedes Jahr über die weiße Blütentraube.

Statt der Kriegerwitwen hatte er jetzt mit Erwerblosen zu tun. Sein Ton war der gleiche geblieben. Er brachte es wie früher fertig, die Leute im dichten Haufen eine halbe Stunde stehen zu lassen, wenn er glaubte, etwas suchen zu müssen. Er konnte wieder alle Verordnungen und Kompetenzen, und in seinem Herzen war angesichts des Elends, das er sah, nicht eine Spur jenes Mitleids von damals zu finden, das er jetzt belächelte wie einen Primanerstreich.

Da geschah eines Tages das Furchtbare.

Goldheinrich war an einem Junimorgen wie immer pünktlich ins Bureau gekommen, hatte sein Jackett über einen Bügel gehängt und seine Lüsterjacke angezogen. Er hatte dann gefrühstückt, das Papier sorgsam gefaltet, hatte seine Linde begossen und ein wenig aus der scharfen Sonne gerückt.

Die ersten Leute kamen. Es waren Männer und Frauen mit gekrümmten Rücken und demütigen, hageren Gesichtern. Goldheinrich fertigte sie alle nacheinander ab. Er lehnte einige Bitten um Unterstützung mit Hinweisen auf die Paragraphen irgendeines Gesetzes ab, schickte zwei alte Männer zum Dezernenten und unterschrieb einige Anweisungen. Ein wenig gebückt, mit sachlichem Gesichtsausdruck und bedächtig schwingender Hand.

Da stand vor der Schranke ein Mann. Er war in mittleren Jahren, trug einen struppigen Bart und hatte finstere, glänzende Augen. „Der Nächste!" sagte eintönig Goldheinrich. Der Mann verstand nicht, was gemeint war und sagte nichts. „Na, was wollen Sie denn?" fragte Goldheinrich barsch. Der Mann sagte heiser: „Ich möchte um Unterstützung bitten. Ich kriege keine Arbeitslosenunterstützung mehr." „Papiere!" Goldheinrich ging bedächtig an sein Pult und fing an zu lesen.

Inzwischen war die Sonne etwas weiter ins Zimmer gekommen und traf prall die Zimmerlinde. Goldheinrich sah das, ging ans Fenster, und wollte eben die Pflanze beiseite rücken, als er sah, daß der junge Trieb Blattläuse hatte. Sofort nahm er eine Pinzette und begann vorsichtig die Läuse abzulesen.

Der Mann vor der Schranke sah das und wurde unruhig. Er murmelte vor sich hin: „Läuse! Wir haben manchmal auch welche, aber uns liest sie keiner ab!"

Goldheinrich suchte immer noch Läuse. Da rief der Mann kurz und erregt: „Ich habe keine Zeit! Machen Sie doch meine Sachen fertig!" Goldheinrich drehte sich um, wurde puterrot und schrie los: „Was fällt Ihnen denn ein?" "Ich will abgefertigt sein!" schrie der Hagere und schlug mit zitternder Faust auf die Tischplatte, daß ein großer runder Kiesel, der dort als Beschwerer der Schriftstücke lag, in die Höhe sprang. „Das mache ich, wie ich will, merken Sie sich das!" schrie Goldheinrich dagegen.

„So, Ihr Blumentopp ist wohl wichtiger für den Staat als ein Mensch?" rief der Mann höhnisch, aber mit glühenden Augen.

Goldheinrich setzte eine herabfallende Miene auf, sah den Arbeiter verächtlich von oben bis unten an und sagte hämisch: „Wenn man Sie ansieht, kann man allerdings zu dieser Ansicht kommen!"

Das Gesicht des Mannes verzerrte sich vor Wut, er griff mit zitternder Hand nach dem runden Kiesel, zögerte, warf aber dann mit wilder Gebärde den Stein nach dem Fenster. „So!!"

Scheibengeklirr. Eine Sekunde später der doppelte Aufschlag des Steins auf dem Pflaster. Der Mann hatte gut getroffen. Der Stamm der Zimmerlinde war unmittelbar unter der Krone geknickt. Wie müde hing diese halb durch die zersplitterte Fensterscheibe.

Aufgeregtes Gelaufe. Stimmengewirr. Ein Schupo-Helm. Wilde Rufe aus einem Knäuel: „Läuse! Läuse!" Dann schob sich der Knäuel mit Gelärm durch die Tür.

Goldheinrich stand noch starr. Er konnte das Geschehene nicht fassen. Aber da hing seine Linde, seine Linde, die sozusagen im Staatsdienst so gewachsen, wie er selbst grau geworden war. Ihm war, als hätten seine Gedanken feste Form angenommen, wollten im Hirn kreisen und stießen immer wieder an ein Hindernis, das sie zerspaltet. Es wollte etwas zusammenbrechen in Goldheinrichs Innern. Kurz, Goldheinrichs Welt wankte.

Inzwischen kamen die Kollegen zurück, noch aufgeregt. Sie bedauerten Goldheinrich, bis dann einer sagte: „Uebrigens soll der Kerl nicht normal sein. Der Arzt, den sie holten, weil er sich auf der Treppe blutig geschlagen hat, sagte etwas von Psychose." „Soso", sagte mit einem Atemzug Goldheinrich. „Psychose meinen Sie also." Er ging an sein Pult, besah sich die Verwüstung am Fenster und sagte dabei leise: „Psychose!"

Nach einigen Tagen hatte er sich fast beruhigt. Er sah nur immer die Bittsteller etwas mißtrauisch an, bis er auch denen gegenüber seinen alten Ton wiederfand. Und als er in einer Mittagsstunde einen saftfrischen Zimmerlindensteckling pflanzte, dachte er nicht mehr an den Mann mit der Psychose.

Der Mann, der wieder kam

Von Tom Mason.

Als Henry Bilkins zurückkehrte, war er genau zehn Jahre tot gewesen. Unter dem neuen Regime wurde er als erster auserjehen, zurückzukehren. Wir wissen nicht, wie viele noch nach ihm wiederkamen. In eine kurze Geschichte, wie diese, kann man nicht mehr als den Bericht über die Taten eines einzigen Individuums hineinpressen

In demselben Anzug, der er vor zehn Jahren bei seiner Beerdigung getragen hatte und der von dem Ruhen in dem Gewölbe des Erbbegräbnisses nur etwas muffig geworden war, stand Henry Bilkins an der Ecke der Sunset Avenue und der F.-Straße. Hier war sein Leichenzug vorbeigekommen.

Es war ein prunk- und würdevolles Begräbnis gewesen, wie solche Prozeduren eben zu sein pflegen, aber mit echter, ernsthafter und weitverbreiteter Trauer, die ihren Damm übertreten hatte und weit ins Land hineingeströmt war. Man hatte Henry Bilkins geliebt. Er hatte hart gearbeitet, seine Familie in die Höhe gebracht und ein Vermögen und ein blühendes Geschäft hinterlassen. Da er gerade in seinem besten Alter abberufen wurde, so waren alle diejenigen durch sein plötzliches Hinscheiden schwer erschüttert, die sich auf seinen Rat, sein Urteil, seine Hilfsbereitschaft, ihre Verantwortlichkeiten zu stützen, verlassen und ihn wegen seiner Freundlichkeit, seines Mitgefühls und seiner Kameradschaftlichkeit geliebt hatten.

Aus diesem Grunde hatte sich Henry Bilkins auch sofort zur Rückkehr entschlossen, als er durch die neue Methode, die zuerst von dem berühmten hervorragenden Präsidenten einer Gesellschaft für Seelenkunde entdeckt wurde, erfahren hatte, daß ein Zurückkommen überhaupt möglich war. Er tat es aus Pflicht gegen die andern. Man hatte keinen Grund, anzunehmen, daß er es dort, wo er war, nicht gut hatte, — denn er war das Vorbild eines Mannes gewesen. Aber da er wußte, wie sehr man ihn vermißte, wie elend alle sein Tod gemacht hatte und wie abhängig man von ihm gewesen war, beschloß Henry Bilkins dorthin zurückzukehren, wohin die Pflicht ihn rief.

Hier war er nun wieder und ging die Straße zu seinem Bureau hinunter, bis er an das Haus kam, wo früher sein altes Schild gehangen hatte, das jetzt durch ein neues mit dem Namen seines Sohnes ersetzt worden war. Er stieg die Treppe hinauf und trat in das Bureau. Auch hier hatte sich vieles verändert, doch über einer Tür entdeckte er das Wort „Privat" und trat ein, ehe man ihn daran hindern konnte. Er stand seinem ältesten Sohn gegenüber.

„Artur!"

„Vater!"

Einen Augenblick herrschte eine beträchtliche Erregung. Nicht eine solche, wie sie Frauen stets zur Schau tragen, sondern ein echtes Gefühl von Mann zu Mann, das durch ein so unvorhergesehenes Ereignis hervorgerufen wurde. Dann setzten sie sich und besprachen es in aller Ruhe.

„Ich besitze keinen Cent," sagte Henry Bilkins, „dort, wo ich war, brauchten wir niemals Geld."

Artur hatte sich inzwischen verheiratet und das Geschäft — nun das Geschäft ging nicht so gut wie es gegangen war, und es existierte auch eine Anzahl kleiner Kinder — aber trotzdem, Artur war eine freigebige, seiner Sohnespflicht gedenkende Natur.

„Natürlich!" antwortete er und öffnete die Geldschublade. „Hier, Vater, hast du hundert Dollar, die werden ja reichen bis —".

Henry Bilkins nahm die Scheine und faltete sie sorgfältig zusammen. Gewisse Dinge begannen sich in ihm zu entschleiern.

„Ich hinterließ dir den größten Teil meines Geldes, Artur."

Dann, als er die Wahrheit erkannte, stand er lächelnd auf und sagte: „Laß dich nicht durch mich stören, mein Junge. Ich werde ein wenig umhergehen, um alte Bande wieder zu erneuern. Wie geht es übrigens Mutter?"

Artur errötete. „Mutter geht es ganz gut", sagte er in dem Ton alter früherer Ehrerbietung. „Vielleicht ist es aber besser, du siehst sie nicht bevor — oder, ich werde mit dir zusammen hingehen. Wir müssen eine Zeit verabreden, ich will es mir erst einmal überlegen."

Henry Bilkins begann bei seinen alten Freunden die Runde zu machen. Zuerst suchte er Gadsby auf. Während Bilkins letzten fünf Lebensjahren hatte er allwöchentlich mit Gadsby Golf gespielt. Gadsby begrüßte ihn mit der gewöhnlichen Ueberraschung. „Ich würde so gerne heute nachmittag mit dir spielen," sagte er, „aber leider habe ich mich mit Perkins verabredet. Morgen leider schon mit Hopkins. Vielleicht geht es nächste Woche einmal."

Bilkins verließ Gadsby und besuchte Whittler und Dimpleton, und den Präsidenten seiner alten Bank, der noch am Leben war. Schließlich nahm er sich sogar ein Auto und fuhr zu seiner früheren Sekretärin hinaus, die sich ein Jahr nach seinem Tode mit seinem Hilfsbuchhalter verheiratet und nun eine kleine Familie hatte.

Um fünf nachmittags ging er wieder in das Bureau seines Sohnes. Artur, der auf ihn wartete, sah noch etwas blasser und sogar noch besorgter als am Vormittag aus. Sie setzten sich schweigend.

„Artur," sagte Henry Bilkins endlich, „ich habe eine seltsame Entdeckung gemacht. Niemand will mich zurück haben. Meine alten Freunde haben mich alle vergessen, und obwohl sie eine gewisse Freude äußerten, als sie mich sahen, war es meistens nur Formsache. Ich könnte die Beziehungen nicht wieder anzuknüpfen. Mein Geld habe ich dir hinterlassen. Es mir zurückzugeben, selbst wenn dies sich ermöglichen ließe, würde Unannehmlichkeiten verursachen. Die Bande, die mich mit dir banden, sind zerrissen, verheilt und mit anderen Interessen verknüpft worden. Ich gehe wieder zurück. Artur — nein, widersprich mich nicht. Wir wollen doch ehrlich sein. Außerdem ist es natürlich gut, daß man mich vergessen hat. Ja, Artur, ich gehe zurück. Aber da ist noch etwas, Artur, bevor ich gehe — eine Sache noch. Ich weiß natürlich, daß Mutter wieder geheiratet hat. Ich sah es deinem Gesicht an. Aber ich möchte sie gern sehen — ihr die Hand drücken — ihr guten Tag sagen, um der alten Zeit willen. Könntest du es nicht für mich verabreden, mein Junge, vielleicht telephonisch?"

Henry Bilkins Stimme zitterte merkbar. Sein Sohn erhob sich.

„Vater," sagte er, „auch ich habe mir dies überlegt. Du hast recht. Nicht weil ich hartherzig bin — aber dies hier ist eine praktische Welt. Und darum, Vater, muß ich dir beistimmen. Ja, es wäre besser, du gingest wieder zurück. Aber Mutter wiederzusehen, fände ich nicht ratsam."

„Warum nicht? Ist sie nicht glücklich verheiratet?"

„Oh, doch, aber weißt du, Vater, Mutter hat einen Mann geheiratet, — nun einen ganz netten Mann, aber er bedarf immer eines gewissen Ansporns eines Vorbildes. Und das einzige, womit es ihr gelingt, ist, ihm dauernd dich als leuchtendes Beispiel vor Augen zu halten. Wir alle helfen mehr oder weniger dabei. Dein Andenken, deine Tugenden halten ihn auf dem richtigen Pfad. Dir soll er nacheifern. Nun, siehst du, Vater, du kannst dir denken, was geschehen würde, wenn jetzt..."

Henry Bilkins stand auf und streckte siene Hand aus: „Ich verstehe," murmelte er, „diese neuen Autobusse, die hier entlangkommen, fahren bis zum Kirchhof, nicht wahr?" Leb' wohl, Artur, ich habe mich gefreut, dich, wenn auch nur auf so kurze Zeit wiederzusehen. Ich gehe wieder zurück, sorg' dich nicht um mich." Und er ging.

Die Tür schloß sich hinter ihm. Einen Augenblick herrschte Stille. — Dann erhob sich Artur und ging zur Tür: „Vater," rief er.

Der alte Herr drehte sich auf der Treppe um.

„Entschuldige, Vater," sagte Artur, „aber kannst du mir nicht den Rest von den hundert Dollar hier lassen — natürlich, wenn's dir recht ist, Vater."

Mensch über Bord

Als ich heute zu meinem Zahnarzt kam, öffnete mir unerwarteterweise eine ältliche, gesetzt aussehende Frau die Tür, sah mich prüfend und fragend an, und zu meinem Erstaunen mußte ich ihr meinen Namen sagen, da sie mich sonst wohl gar nicht ins Wartezimmer eingelassen hätte. Dieser Vorgang beschäftigte mich während ich, beherrscht von jenem unangenehmen, aus Spannung und Langeweile gemischtem Gefühl, das Wartezimmer jeder Art auf uns ausüben, zwischen einem glatzköpfigen Herrn mit goldener Brille und einem schmächtigen Jüngling in Manchesteranzug, der unentwegt mit der Zungenspitze in einer Zahnruine zu wühlen schien, auf meine Behandlung wartete.

Als ich endlich zugelassen wurde, war meine erste Frage an den Arzt, die ich mir als Stammgast ohne weiteres gestatten konnte, die nach dem blonden, frohen Geschöpfen, das mir im ersten Jahr so oft und liebenswürdig die Tür geöffnet hatte und das nicht selten meine Komplizin in dunklen Seitentürgeschäften gewesen war, wenn im Wartezimmer allzuviel Gäste, Bank an Bank gedrängt, wartend saßen.

„Wo ist Ihr nettes Fräulein geblieben, Doktor? Hatten Sie Aerger mit ihr? Sie machte einen so klugen und bescheidenen Eindruck".

Der Blick des Arztes verdunkelte sich, während er mich auf den Marterstuhl nötigte.

„Sie ist tot. Ermordet entweder oder sie hat sich selbst getötet. Niemand weiß es".

„Wie ist das möglich?" rufe ich lauter aus als ich gewollt. „Ja, von wem denn ermordet? Sie kann doch nicht Selbstmord

verübt haben, dieser frische, blutjunge, gesunde und immer lachende Kerl?"

„Wir können es auch nicht glauben", erwidert der Doktor aus der Zimmerecke her und frottiert sich die Hände.

„Erzählen Sie! Wann war es? Wie geschah es?"

„Da ist nicht viel zu erzählen, das ist es ja eben, was so nachdenklich macht, wie unglaublich wenig bei dem ganzen Fall zu erzählen ist. Sie ging mit einem Herrn, seit vier Wochen; ich kenne den Herrn jetzt, er war bei mir, ein ordentliches, schmächtiges Kerlchen. Drogistenlehrling. Am Silvesterabend war sie bei ihm und seinen Eltern, ganz solid, ganz familiär. Der Vater des Jungen ist Postbeamter. Sie tranken eine Flasche Rotwein, die ich ihr mitgegeben hatte. Dann machte der alte Postmann noch einen kleinen Punsch. Um 1 Uhr, mit der letzten Bahn, brachte der junge Bursche sein Mädel heim, zu uns. Vor der Haustür wollten sie sich noch einen Kuß geben, kleine Unstimmigkeiten waren gewesen, das Mädel hatte in der Silvesterlaune dem Bruder ihres Freundes einen Kuß gegeben, darum hatte er sie auf dem Heimweg zur Rede gestellt, aber nun war alles wieder gut, sie hatten sich ausgesprochen und versöhnt und wollten es mit einem Kuß besiegeln. Aber es stand schon ein anderes Pärchen an der Haustür; auch blendete die Gaslaterne. So gingen sie ein Stück Wegs zurück in die nahen Anlagen. Sie setzten sich auf eine Bank und küßten sich. In der Luft roch es so sehr nach Frühling und am Himmel standen Sterne. Irgendein Teufel trieb den jungen Mann, noch einmal von der Sache mit dem Bruder anzufangen. Warum sie dem denn einen Kuß gegeben habe, noch dazu vor ihm? Sie verteidigte sich. In solch einer Stimmung sei das doch ganz gleich, da könne man so etwas schon einmal machen, das ging ihn garnichts an. Da wurde er heftig, schimpfte und spottete und schließlich sagte er: sie habe eben keine Ehre im Leib, das sei es.

Da stand das Mädel, ohne ein Wort zu erwidern, von der Bank auf, wo sie sich umschlungen gehalten hatten, und ging weg, ins Dunkle. Seitdem hat sie niemand mehr gesehen. Sie ist verschollen. Sie wird kaum mehr leben; sie hatte keinen Pfennig Geld, war jung, unerfahren und garnicht abenteuerlustig, sie wäre längst zu uns zurückgekommen, denn sie war gern bei uns und hatte es gut; einfangen ließ sie sich gewiß nicht".

Der Doktor schwieg. Er stand unschlüssig vor mir und wußte nicht recht, ob er mit der Behandlung anfangen sollte, denn ich hatte zwar den Kopf auf die Schale zurückgelegt, aber den Mund sperrte ich nicht auf, obwohl er mit Spiegelchen und Pinzette bereitstand.

„Tot oder ermordet also", sagte ich nachdenklich. „Was haben Sie unternommen? Kann man nichts tun?"

„Man kann nichts tun, das ist das Erstaunliche. Wenn mir draußen im Warte immer jemand einen Band Alpenvereinszeitschrift von 1886 mitnimmt, kann ich viel tun. Polizei und Staatsanwaltschaft und Gericht und schließlich Gerichtsvollzieher oder Gefängnisbeamte werden tätig und ein dicker Akt wächst an. Aber wenn ein ganzer, frischer, lebensfroher Mensch verschwindet, dann kräht eigentlich kein Hahn danach. Auf der Polizei sagte man mir, die könne schon wieder, und wenn sie nicht wiederkäme, sei auch nichts zu wollen, sie könnten doch nicht wegen jedes Mädels, das verschwindet, alle Flüsse ablassen und alle Wälder absuchen. Ueberdies schrieben sie die Sache ganz bieder auf, vernahmen den jungen Mann, telephonierten sogar noch an die Krankenhäuser und Gefängnisse der Stadt. Was sollen sie mehr tun?"

„Und der Bräutigam — ist er sehr gebrochen?"

„Gebrochen? Nein! Er ging heimlich schon seit zwei Wochen mit einer anderen und ist ganz froh, daß er sie los ist, freilich hätte er lieber gehabt, wenn es anders abgelaufen wäre, aber schließlich gehts auch so."

„Und die Eltern? Sie sind sicher gramgebeugt?"

„Die Eltern? Sie hatte keine Eltern. Ihre Stiefmutter erschien und holte Kleider, Wäsche und die Weihnachtsgeschenke Als sie mit dem Kram abzog, schmunzelte sie stillvergnügt vor sich hin"

„Aber Sie, Herr Doktor, Sie vermissen sie doch? Ihre Frau, was fängt sie an, so ohne Mädchen plötzlich?"

Ich richte mich im Sessel auf und schaue den Arzt an, der gütig und still, mit einem wehen Schimmer in den Augen dasteht, und in den Händen immer noch Spiegel und Pinzette hält.

„Ohne Mädchen? Aber Sie sahen doch die neue, sie hat Ihnen doch die Tür aufgemacht! Es ist die Stiefschwester der Verschollenen. Sie war gerade auf der Stellungssuche und trat am nächsten Morgen schon ihren Dienst bei uns an. Sie ist gewandt und hat Erfahrung, denn sie ist älter als die Tote. Meine Frau sagt, sie koche auch besser und sorgsamer. Meine Frau ist dadurch entlastet und kann sich den Kindern widmen. Auch ich bin zufrieden mit ihr. Sie besorgt sehr gewandt den Telephonverkehr . . . ."

„Also niemand vermißt sie, keiner trauert um sie. Der Bräutigam ist froh, daß er sie los ist. Die Stiefmutter ist froh, daß sie die Sachen hat, die Schwester ist froh, daß sie die gute Stelle hat, Ihre Frau ist froh, daß sie sich den Kindern widmen kann Sie sind froh, daß das Telephon gewandt bedient wird . . . Und dennoch war es ein junges, frohes, lebenslustigstes, hübsches Ding . . ."

„Ja, so ist es. Sie haben Recht. Mensch über Bord. Einen Augenblick lang gibt es ein wenig Bewegung auf dem Wasser, ein paar Kreise schlagen auseinander, ein kurzer Strudel entsteht — dann schließt sich alles wieder. Glatt und stumm steht die Flut, wartend auf das nächste Opfer . . . . Hilft nichts! Fangen wir an! Links oben, nicht wahr? Bitte, den Kopf weit zurück, danke sehr! — Jetzt kann ich schon sehen . . . ."

Niemals!

Eine Humoreske.

Es gibt sehr energische Frauen. Man braucht gar nicht auf die alten Aegypter, Griechen, Römer zurückzugreifen und die ganze Weltgeschichte aufzurollen, um das zu beweisen. Wer nicht blind und taub ist, wird auch in der Gegenwart genug Beispiele finden, und vielleicht in seiner nächsten, allernächsten Nähe.

Herr Engelbrecht hatte eine energische Frau und wurde dessen aufs neue inne, als er mit der Absicht herausrückte, sich der auch heute wieder so beliebt gewordenen Katteenzucht zuzuwenden. Fast alle seine Kollegen hätten eine solche Zucht und wunderten sich daß er noch keine habe. Man müsse mitreden können.

„Katteen — diese schrecklichen Dinger — —? Niemals!"

„Aber was hast du denn dagegen? Es sind doch hochinteressante Gewächse."

„Ich habe als Kind bei meinem Großvater eines angefaßt und spüre noch die Stacheln."

„Dafür konnte doch die unschuldige Pflanze nicht!"

„Gewiß konnte sie dafür, warum hatte sie Stacheln? Und es bleibt dabei: Niemals kommt so was in meine Wohnung."

„Daß du mir keine harmlose Liebhaberei gönnst!"

„Hast du nicht schon das Aquarium mit den Fischen gehabt, die sich gegenseitig auffraßen? Das Terrarium mit den Schlangen und Eidechsen, die einem schließlich in der Stube herumkrochen —?"

„Ach, das ist ja alles schon an die zwanzig Jahre her und seitdem habe ich keine einzige Passion mehr gehabt."

„Man kann auch ohne Passionen glücklich sein!"

Und Herr Engelbrecht wollte verzichten. Der häusliche Friede war ja auch etwas wert. Aber ein Stachel war zurückgeblieben und stach wie ein spitzer Katteenstachel; das scharfe Wort „Niemals!", das seine Gattin gesprochen hatte.

Man soll niemals „niemals" sagen und vor allem nicht zu seinem Ehekameraden. Es ist ein Befehl, ein Machtwort und verlangt Gehorsam.

Er hatte keine Rachegelüste, dazu war er viel zu gutmütig, aber eine kleine Genugtuung hätte er sich doch gern verschafft.

„Meine Frau hat eine Abneigung dagegen," erklärte er den Kollegen, als sie ihn fragten, weshalb er denn noch immer nicht gleichfalls Katteenzüchter geworden sei.

„Die hat meine Frau auch gehabt," sagte der eine. Und ebenso ein anderer. Aber deswegen —! Danach ginge es doch nicht

„Aber ich werde nächstens doch damit anfangen!" versicherte er, um diesen ungünstigen Eindruck zu verwischen.

„Nur Mut Kollege! Man nimmt erst ein Töpfchen mit nach Hause, dann wieder eines und so fort."

„Bewahre, ich kaufe mir gleich eine Sammlung von zehn bis zwölf Stück, wie ich sie im Blumenladen gesehen habe," erwiderte er großartig.

Die Kollegen blinzelten sich zu und schwiegen.

Und wirklich blieb er an diesem Tage lange vor dem Schaufenster eines Blumenladens stehen, in dem neben Blumen auch Katteen der verschiedensten Spielarten als „große Mode" ausgestellt waren.

Er vertiefte sich in den Anblick und dachte nach.

In drei Tagen hatte er Geburtstag. — —

Es war ein Tag wie alle anderen, des Dienstes immer gleichgestellte Uhr stand auch vor ihm, Herrn Engelbrecht nicht still, er mußte ins Büro

Aber man setzte sich heute früher als sonst an den Kaffeetisch, auf dem ein Blumenstrauß prangte, um den Geburtstagskaffee in Ruhe zu trinken und sich den von der Hausfrau selbst gebackenen Kuchen schmecken zu lassen.

Da klingelte es.

Ein Bote brachte eine umfangreiche Schachtel mit einem Brief.

Herr Engelbrecht öffnete diesen zuerst. „Meine Kollegen ...cken mir eine kleine Aufmerksamkeit, wie sie schreiben. Ist ja sehr nett von ihnen, obwohl ich im allgemeinen nicht dafür bin, daß man sich meinetwegen in Kosten stürzt."

Er öffnete nun auch die Schachtel.

„Ah! Hm! Das tut mir nur deinetwegen leid," meinte er bedauernd. „Kakteen! Und gleich zehn Stück!"

„Ich wollte, sie hätten dir etwas anderes geschenkt," sagte sie enttäuscht, aber verhältnismäßig milde. „Damit du nur weißt — —."

Aber es klingelte schon wieder und wieder mußte sie ein Geburtstagsangebinde in Empfang nehmen. Und wieder war es von beträchtlichem Umfang.

Diesmal öffnete sie das Begleitschreiben. „Des Lebens Stacheln laß Dich nicht verdrießen, auch aus Kakteen holde Blüten sprießen. Sie werden ganz gewiß Dich einst erfreuen, nur darfst der Pflege Mühe Du nicht scheuen."

„Das sind ja wieder Kakteen, und wieder von den Kollegen!" rief sie verblüfft.

„Nanu —? Aber wie ist das möglich". Er war rot geworden und vermied es, sie anzusehen. „Da muß ja unbedingt ein Irrtum vorliegen."

„Nun sind es schon zwanzig!" seufzte sie, als sie den Deckel geöffnet hatte. „Und damit du es nur weißt — —."

Doch schon kam eine dritte Geburtstagsüberraschung.

„Hier," sagte Frau Engelbrecht und hielt ihrem Gatten auf beiden Armen die Schachtel hin, die zuletzt abgegeben worden war, „hier sind endlich auch die Kakteen, die ich dir schenken wollte!"

„Du mir — —?"

„Ja. Freust du dich nicht —?"

„Aber du hast doch „Niemals!" gesagt!"

„Ich habe es mir nachher anders überlegt, wollte nicht so sein, weil dein Geburtstag ist. Wenn ich allerdings gewußt hätte, daß du so viel bekommen würdest — —."

„Woher solltest du wissen, daß auch die Kollegen mir Kakteen schenken würden? Nun habe ich auf einmal an die dreißig Stück! („Einschließlich der zehn, die ich mir selbst geschenkt habe!" fügte er in Gedanken hinzu). Am meisten freut mich aber, daß du dein „Niemals!" zurückgenommen hast und daß wir uns wieder einig sind. Es ist immer hübsch, wenn eine Frau nachgibt. Laß dich umarmen!"

„Du hast ja zuerst nachgegeben," stellte sie fest. „Und ich doch nur, weil du Geburtstag hast. Und der ist doch nur ein einziges Mal im Jahr, und einmal wird man schon eine Ausnahme machen können!"

Ein wunderbarer Kaktus

Kakteen werden bei uns in der Regel nur aus Freude an ihrer sonderbaren Form oder ihren prachtvollen Blüten gezogen. Es gibt aber auch eine Kakteenart, die in Mexiko schon seit alter Zeit zu den heiligen Pflanzen gehört und ein ganz eigenartiges Rauschmittel liefert. In Europa kennt man diesen Kaktus erst seit dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; es blieb jedoch lange Zeit sehr schwer, ihn zu erhalten. Aus den Beschreibungen der Forschungsreisenden wußte man, daß er bei einer Anzahl Indianerstämmen als Zauberpflanze gilt.

Der Peyotl ist ein kleiner, stachelloser Kaktus, der in Mittel- und Nordmexiko, sowie im äußersten südlichen Streifen der Vereinigten Staaten seine Heimt hat. Er wächst wild in den öden Gegenden und Steppen an trockenen Stellen, auf den felsigen Ufern des Rio Grande del Norte (Texas) und auf den nackten Abhängen der Berge; er wird nur fünfzehn Zentimeter lang und steht unmittelbar auf dem Boden, bald einzeln, bald in kleinen Kolonien. Die Indianer zerschneiden den Kaktus in wagerechte Scheiben, die getrocknet in den Drogenhandel kommen und als heilkräftig gelten. Sie betrachten den Peyotl als eine göttliche Pflanze, weil er zauberhafte farbige Visionen hervorruft. Sie scheuen auch nicht weite Reisen durch wilde Gegenden und über Berge, um sich die Pflanze zu verschaffen. Dabei bemalen sie sich die Gesichter und huldigen allerlei religiösen Bräuchen, vor der Reise wie auch bei der Zubereitung und dem Gebrauch des Rauschmittels.

Wie Tony Kellen im Kosmos berichtet, wirkt der Peyotl, ob er als Pulver oder in flüssiger Form genossen wird, nur auf das Zentralnervensystem, nicht auf die äußeren Nerven, ein. Dabei regt er die unterbewußte Einbildungskraft an: Die Sehkraft wird sozusagen betrunken, man sieht eine Menge farbiger Bilder, die sich lebhaft bewegen. Das ganze ist von verschiedenartigen seelischkörperlichen Erscheinungen begleitet. Um sich einen „heiligen Rausch" nach Indianerart, das heißt farbige Visionen zu verschaffen, sind etwa 0,75 Gramm Alkaloide des Peyotls, die aber nur nach und nach in verschiedenen Gaben eingenommen werden, erforderlich. Auf eine allgemeine Erregung folgt nach drei bis vier Stunden eine nervöse Beruhigung, und dann treten bei geschlossenen Augen die farbigen Visionen ein. Es können geometrische Figuren sein, Gegenstände aller Art, Menschen, Tiere, Pflanzen, die man in den verschiedensten Formen und Bewegungen sieht. Manchmal sind es ganz sinnlose Bilder, zum Beispiel eine Banane, deren Schalen sich von selbst ablösen. Ein junger Student sah schöne, tanzende Frauengestalten, die teils rosa, teils blau gekleidet waren, während eine russische Studentin sich selbst in einer zweiten Person erblickte und diese auch sprechen zu hören glaubte. Zweifellos kommen bei diesen Visionen viele Vorstellungen vor, die im Unterbewußtsein geschlummert haben. Es gibt aber auch viele umgekehrte Sinneswahrnehmungen, namentlich solche, die amn als farbiges Gehör bezeichnet. Einer unter der Einwirkung des Peyotls stehenden Person ist es, als ob sie ein inneres drittes Auge hätte. Allerdings sieht man dabei manchmal recht seltsame Bilder, namentlich Personen und Dinge in einer oft ganz auffallenden Verkleinerung.

Man kann auch eine richtige Trunkenheit durch den Peyotl-Auszug hervorrufen, wenn man ihn in genügenden Mengen genießt. Man fühlt sich dann geistig und körperlich gehoben. Der Indianer, der Peyotl genossen hat, geht mit völliger Sicherheit den gefährlichsten Weg neben dem Abgrund und kann die größten Ermüdungen ertragen, Hunger und Durst fünf Tage lang. Die Visionen, die der Peyotl erzeugt, spiegeln offenbar den seelischen Grund des Menschen wieder und deshalb dürfte das Mittel den Gelehrten, die sich mit der Erforschung der Psycho-Analyse befassen, vielleicht noch sehr schätzenswerte Dienste leisten, namentlich bei der Untersuchung des Gedächtnisses der Träume und der Halluzinationen. Ob es sich außerdem empfiehlt, dts Mittel in die Heilkunde einzuführen, ist eine noch unentschiedene Frage.

Aus dem Liebes-Alphabet

Das Bildchen.

Ein Büchlein der Liebe,
ein Bildchen der Hoffnung,
siehe, das ist mein Zimmerchen.

Wenn du hier Einzug hieltest,
hinter ein Rähmchen steckte ich dich
und blickte dich immer nur an

*

So winzig.

Küsse mich jetzt
um 6 Uhr mitten auf dem Stadtplatz,
es gibt ja etwa 5 Milliarden Menschen
und uns wird niemand beachten,
wir sind so winzig,
nur $\frac{2}{5.000.000.000}$ der Welt.

*

Ausstellung der Liebe.

Findet mal eine Liebesausstellung statt,
so lassen wir uns Beide dort ausstellen,
den Kritikern und wirklichen Menschen auf zwei Beinen
werden wir wie wahre Wunder erscheinen,
ratlos werden die Aermsten gaffen.
Ach, Liebende, Liebende sind so anders beschaffen.

Lustige Ecke

Seine Bitte. Der Zug hatte sich bereits in Bewegung gesetzt, als in dem Abteil eine junge Dame erschien und sich auf den Sitz gegenüber dem Herrn warf, der bis dahin der einzige Fahrgast gewesen war. Nach einer Weile erhob sich der Herr höflich und sagte: „Entschuldigen Sie, meine Gnädige . . ." — „Wenn Sie mich ansprechen oder sonst irgend wie belästigen, ziehe ich die Notleine," unterbrach ihn die Dame mit einem wütenden Blick. — Nach einer längeren Pause macht der Herr einen weiteren Versuch zu sprechen, aber die Dame drehte sich sofort entrüstet weg. Endlich fuhr der Zug langsamer vor einer Haltestelle und der Herr machte sich zum Aussteigen bereit. „Sie mögen tun, was Sie wollen," sagte er entschlossen, „aber ich möchte gern die Tüte mit Weintrauben haben, auf der Sie die letzten 10 Kilometer gesessen haben."